

Kritische Sage

Wirtschaftliche Wochenschau

(Nachdruck verboten.)

is. Wiederrum wurden dem deutschen Volke neue Lasten aufgebürdet, die alle, auch die kleinsten Beträge und Einkommen erfassen wollen. Aus dem Volke soll das „Leute“ noch einmal herausgeholt werden. Die neuen Opfer gehen über das von der letzten Regierung geplante Maß hinaus, obwohl diesmal auch der Notetat, den Bräuning für 1932/33 mit 8,3 Milliarden ausgleichen wollte, um rund 100 Millionen gekürzt wurde. Die neue Regierung ist sich aber dabei sicherlich bewußt, daß auch diese Beschränkung der Ausgaben noch lange nicht genügt. Vor allem müssen endlich die Verwaltung und der Aufwandsbereich des Reiches abgebaut werden. Bei der Rechtspflege wurde schon begonnen. Manche Gebiete, die der Staat im Zeitalter der letzten Sozialisierung an sich rief, wird er wohl oder übel wieder in die Hände der Privatwirtschaft zurücklegen müssen.

Wir stehen heute vor der Frage: Kann die deutsche Sozialversicherung noch gerettet werden oder nicht? Eine Inflation und vorübergehende gewalttätige Streckung der Gelddeckung kommt nicht in Frage. Reichsbankpräsident Dr. Luther lehnte sie erst jüngst wieder energisch ab, wie er auch den Plan einer Binnenwährung zurückwies; denn die Binnenwährung bedeutet nichts anderes als die Einföhrung des Außenhandelsmonopols. Ein neuer Beamtenstab mit seiner kostspieligen und schwerfälligen Arbeit müßte dann vom Volke wieder bezahlt werden.

Um die Sozialversicherung zu retten, müssen eben ihre Leistungen vergrößert werden. Dies geschieht dadurch, daß man entweder die Auszahlungen an den einzelnen Empfänger kürzt (wie in der letzten Notverordnung), oder indem man die Unterhaltungsempfänger in eine Lage versetzt, in der sie keine Unterstützung mehr brauchen, also ihnen Arbeit verschafft.

Arbeit kann nun wieder vor allem auf zwei Wegen beschafft werden: Entweder die Wirtschaft wird von Abgaben so befreit, daß sie von selbst wieder in Gang kommt, oder den Arbeitslosen wird zusätzliche Arbeit angewiesen. Bei der selbsttätigen Wirtschaftsbelebung müssen wir heute die Hoffnung auf den Außenhandel leider ganz aufgeben. Werden doch fast täglich die hohen Zollmauern noch immer erhöht und verdichtet. So schraubt Japan seine Zollsätze bis zu 35 Prozent hinauf. Japan nahm uns im ersten Vierteljahr 1932 für rund 20 Millionen RM. Waren ab. Neben dem japanischen ist nun auch der allerdings wesentlich kleinere Ausfuhrmarkt nach Ungarn gefährdet (Ausfuhr im ersten Vierteljahr 1932 rund 10 Millionen). Für eine Reihe von Waren, die nicht zuletzt aus Deutschland stammen, ist nun Einfuhrverbot nötig. Auch eine Inflation kann die Ausfuhr heute nicht mehr anregen. Ging doch z. B. Englands Ausfuhr im Mai zurück, während seine Einfuhr anstiehwoll.

Da die Auswanderung wegen der Weltkrise gelähmt ist, kommt einzig und allein der Binnenmarkt in Frage, die Arbeitslosenbedeure zu beschäftigen. Wir müssen ihn zu allererst vor fremden Ereignissen schützen. In diesem Sinne ist die neue Erhöhung der Zollsätze hierüberlich zu begrüßen. Aber die Zölle helfen nur wenig, wenn das Publikum selbst nicht stets bedacht ist, nur deutsche Waren zu verlangen.

Das Reich steht heute am Scheidewege, ob es den Binnenmarkt durch Lastenabbau beleben will, oder die Arbeitslosen durch ein großes Arbeitsbeschaffungsprogramm mit Siedlung (nach dem Vorhaben der letzten Regierung) oder durch die Arbeitsdienstpflicht beschäftigen will. Der freiwillige Arbeitsdienst konnte bekanntlich nicht im erwünschten Maße ausgedehnt werden, da die Grämenanleihe nicht die nötigen Gelder aufbringt und statt 250 Millionen angeblich nur rund 135 Millionen eingesetzt werden. Wir müssen uns im übrigen bei den Beschäftigungsplänen immer wieder vor Augen halten, daß es hier auch um das Schicksal der deutschen Sozialversicherung geht.

Unter den letzten Berichten aus der deutschen Industrie, die meistens nur Kürzungen der Dividende (z. B. Deutsche Erdöl-A.G. von 5 auf 4 Prozent), Sanierungen (z. B. Stettiner Rückversicherung) oder Geldbedarf der Unternehmungen (z. B. Rhein-Main-Donau-A.G.) melden, überrascht der Fall Schubert & Salzer, Maschinenfabrik in Chemnitz. Die Gesellschaft will ihr noch bestehendes Aktienkapital im Verhältnis 2:1 herabsetzen. Aber nicht etwa, um zu „sanieren“. Im Gegenteil! Sie will rund die Hälfte des Kapitals an die Aktionäre zurückzahlen, weil zur Zeit diese Mittel im Betrieb nicht erfolgreich verwendet werden können. Durch die hohen Bankguthaben wird außerdem die Verzinsung des Aktienkapitals nicht erleichtert. Dieser Fall erinnert lebhaft an die Tatsache, daß Handwerker verschiedentlich ihr Geld lieber auf die Bank bringen, als es im Geschäft wieder anzulegen, da es auf der Bank mehr Zinsen abwirft als im Geschäft.

Die schwerwiegendste Frage der Wirtschaft steht heute in Lausanne zur Entscheidung.

was der verhängnisvollen Verkopplung von Politik und Wirtschaft entspricht. Die Weltwirtschaft ist durch die Außenpolitik, vor allem die Reparationen, in die gewaltige Krise hineingestürzt worden und nur hier ist der Hohl zu anzusehen, um sie aus ihr wieder herauszuheben, wenngleich heute freilich neben den Reparationen und Kriegsschulden noch eine Reihe anderer Aufgaben zu erfüllen sind, um die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Solange, wenn auch zeitlich nicht hinausgeschoben, die Last der Reparationen auf uns liegt, sind wir nicht kreditfähig und am Kreditmangel leidet letzten Endes die ganze Weltwirtschaft. Für immer also weg mit diesen unglückseligen Lasten, die auch den Siegern zum Verhängnis wurden. Das sollte man sich in Lausanne heute sagen, das in gewissem Sinne schon zur Weltwirtschaftskonferenz wird.

Produktenmarkt. In den Produktenmärkten kam es bei kleinstem Geschäft erneut zu Rückgängen. Die Nachfrage der Mühlen ist außerordentlich schleppend, die darin ihren Grund hat, daß der Abzug von Mehl, namentlich von Weizenmehl, sehr schlecht bleibt. Zum großen Teil hängt das mit der immer schlechter werdenden Wirtschaftslage zusammen. Im Zusammenhang mit dem guten Saatensatz ist das Angebot von Ware alter Ernte größer geworden, doch findet dieses nur sehr schwer Abverkauf. An der Berliner Produzentenbörse notierten Weizen 253 (-12), Roggen 190 (-8), Futtergerste 173 (-7), Hafer 161 (-4) RM. je pro Tonne und Weizenmehl 35 (-3) und Roggenmehl 27 1/2 (-1/2) RM. pro Ds. An der Stuttgarter Landesproduktenbörse listeten Weizen 4 1/2 (+ 1/2) und Stroh 4 1/2 (unv.) RM. pro Ds.

Warenmarkt. Die Großhandelsindexziffer war gegen die Vorwoche (96,3) kaum verändert. Nach dem Institut für Konjunkturforschung dürften die Borräte in der deutschen Wirtschaft nicht mehr weit von dem Minimum entfernt sein, das für die reibungslose Warenversorgung unbedingt vorhanden sein müßte. In vielen Branchen sei der Punkt bereits erreicht, in dem der freiwillige Lagerabbau zu Ende sei. Andererseits seien die Voraussetzungen, die eine allgemeine Wiederauffüllung der Länder veranlassen könnten, nämlich stabile

Umsätze und Preise, und eine reichlichere Kreditverforgung, gegenwärtig nicht gegeben. Auf dem Arbeitsmarkt hat sich die Erleichterung etwas beschleunigt fortgesetzt, aber die Zahl der Arbeitslosen ist immer noch um 1 1/2 Millionen über der des Vorjahres. Nach dem Bericht der Handelskammern ist im Mai noch keine Besserung der Wirtschaftslage eingetreten.

Viehmarkt. In den Schlachtwiehmärkten haben die Preise für alle Schlachtwiehgattungen zugenommen. Der Handel hielt sich bei dem mäßigen Auftrieb immer noch in bescheidenen Grenzen.

Holzmarkt. Die Hoffnung auf Besserung der Geschäftslage am Kadeltschmitt Holzmarkt wurde recht enttäuscht. Immerhin waren die Preise durch den Fortfall der großen Schlanderpreise etwas fester.

Konkurse und Vergleichsverfahren. Neue Konkurse: Gustav Mandel, Steingutgeschäft in Ludwigsburg; Ernst Dörbner, Leder- und Schuhbedarfsartikel in Baihingen a. G.; Ernst Fischer, Modehaus in Cannstatt. Vergleichsverfahren: Fa. Wily Böhm AG, Mech. Strickwarenfabrik in Göttingen; Fa. Rinkbeiner u. Klump, Sägewerk in Belsenfeld, Orl. Freudenstadt.

Des Lebens Würfelspiel

Es läßt das Schicksal, blind auf beiden Augen, Die Würfel rollen, sinnlos hin im Spiel. Und jeder Wurf, wie er nun eben fiel, Ruß einem Erdenkind als Schicksal taugen.

Da wird dem Schurken eine Ledigsprechung, Unschuldigen eine Kerkerhaft zuteil. Der Fromme krauchelt, Heuchlern ruft man „Heil!“ Der Schlechte sündigt ohne Unterbrechung.

Ein Gläubiger fällt dem Faulen zu im Schlafe, Dem Geisteshelden mangelt trocknes Brot, Erkünder und Entdecker leiden Not: Gerechter Lohn fehlt und gerechte Strafe.

Rehr gibst, als gute Menschen, schlechte, denen Es herrlich-schön in diesem Leben geht, Wo niemals Tat und Lohn im Einklang steht — Was blüht es, sich dagegen aufzuleben?

Ob man es Schicksal nenne, ob Bestimmung, Die Würfel werden blind und zugerollt; Man findet Glück und Unglück ungemollt; Und nutzlos ist Verzweiflung und Ergrimmung....

Doch nein! Des Lebens Wege stehn euch offen, Veredelung sei euer höchstes Ziel. Strebt ihr danach — wie auch der Würfel fiel — Ihr habt des Lebens bestes Loos getroffen.

Die Liebe zum, die Ehrfurcht vor dem Leben Erfülle euch! Dem Einzelnen sei es Pflicht, Zu wirken in der Welt! — und klares Licht Wird seinem Dasein Ziel und Führung geben.

Was ihr als Glück und Glückseligkeit betrachtet, Ist Bahn! Im Innern wohnt das Glück allein. Ein echter Mensch wird einzig glücklich sein, Wenn er das sogenannte Glück betrachtet.

Richard Boozmann

Knut Hamsun

VICTORIA

Die Geschichte einer Liebe

Ausdruck verboten. Copyright by Deutscher Verlag, München.

Der Sohn des Müllers ging umher und grübelte. Er war ein kräftiger vierzehnjähriger Bursche, braungebrannt von Sonne und Wind und voll der verschiedensten Gedanken.

Wenn er erwachsen war, wollte er Hühnerzucht werden. Das war so wunderbar gefährlich, keiner würde dann wagen, ihm die Hand zu geben, weil er Schwefel an den Fingern haben könnte. Und um dieses unheimlichen Handwerkes willen würde er ein großes Ansehen unter seinen Kameraden genießen.

Er sah sich nach seinen Begehn im Walde um. Er kannte sie ja alle, wußte, wo ihre Nester lagen, verstand ihre Schritte und antwortete ihnen mit verschiedenen Juraufen. Mehr als einmal hatte er ihnen kleine Nestschlügel aus des Vaters Mühle gebracht.

Alle Bäume am Wege waren seine guten Bekannten. Im Frühjahr hatte er das Harz von ihnen abgezapft, und im Winter war er ihnen wie ein kleiner Vater gewesen, hatte sie vom Schnee befreit, ihre Nester wieder aufgerichtet. Und sogar oben in dem verlassenen Granitbruch war kein Stein ihm fremd, in viele hatte er Buchstaben und Zeichen eingehauen und sie aufgestellt, sie geordnet wie eine Gemeinde um den Pfarrer. Die seltsamsten Dinge gingen in diesem alten Granitbruch vor sich.

Er bog ab und kam zum Teich hinunter. Die Mühle war im Gange, ein ungeheurer und dampfer Dampf umhing ihn. Er war gewohnt, hier umherzuwandern und mit sich selbst zu reden; jede Schaumperle hatte gleichsam ihr eigenes kleines Leben, über das etwas zu sagen war, und dort bei der Schleuse fiel das Wasser jäb ab und jah aus wie ein glänzendes Gewebe, das hier zum Trocknen hing. Im Teich unterhalb des Wasserlaufs waren Fische; oft genug hatte er hier mit seiner Rute gefangen.

Wenn er erwachsen war, wollte er Laucher werden. Das wollte er. Da fleg er dann von dem Teich ein Schiff ins Meer hinunter und kam in fremde Reiche und Länder, da wogten große, seltsame Wälder, aus dem tiefsten Grund aber lag ein Schloß aus Korallen. Und aus einem Fenster winkte ihm die Prinzessin und sagt: Komm herein!

Da hörte er hinter sich seinen Namen; der Vater stand da und rief Johannes.

„Man hat aus dem Schloß nach dir geschickt. Du sollst die jungen Leute zur Insel hinüberfahren.“

Er beistete sich. Eine neue und große Gnade war dem Sohn des Müllers widerfahren.

Der „Herrenhof“ lag in der grünen Landschaft wie ein kleines Schloß aus, ja, wie ein unwahrscheinlicher Palast in der Einjamkeit. Das Haus war ein weißgestrichener Holzbau mit vielen Bogenfenstern in den Wänden und auf dem Dach, und von dem runden Turm wehte die Flagge, wenn Gölte, auf dem Hofe waren. Die Leute nannten es das Schloß. Vor dem Herrenhof aber lag auf der einen Seite die Bucht, und auf der anderen waren die großen Wälder; in weiter Ferne sah man einige kleine Bauernhöfe.

Johannes ging zur Landungsbrücke und half den jungen Leuten ins Boot. Er kannte sie von früher, es waren die Kinder des „Schloßherrn“ und ihre Kameraden aus der Stadt. Alle trugen hohe, feste Stiefel, mit denen sie durchs Wasser waten konnten. Victoria aber, die nur kleine Spangenschuhe hatte und außerdem nicht älter als zehn Jahre war, mußte an Land getragen werden, als sie zur Insel kamen.

„Soll ich dich tragen?“ fragte Johannes.

„Nein, ich!“ sagte der Stadtherr Otto, ein Mann im Konfirmandenalter, und nahm sie in seine Arme.

Johannes stand da und sah zu, wie sie weit aufsteig hinaufgetragen wurde und hörte sie danken. Dann sagte Otto zurück:

„Ja, du gibst jetzt wohl aufs Boot acht, — wie heißt er?“

„Johannes“, antwortete Victoria. „Ja, er gibt aufs Boot acht.“

Er hieß zurück. Die andern gingen mit ihren Köden in den Händen hinter in die Insel hinein, um Eier zu sammeln. Eine Weile stand er da und grübelte; gerne wäre er mit den anderen gegangen, das Boot hätten sie ja einfach an Land ziehen können. Zu schwer? Es war nicht zu schwer. Er packte das Boot und zog es ein Stück weit heraus.

Er hörte das Lachen und Sprechen der jungen Gesellschaft, die sich entfernte. Gut, lebt wohl einstmals. Aber sie hätten ihn wohl mitnehmen können. Er wachte Kester, zu denen er sie hätte hinführen können, selbst, tief versetzte Löcher im Felsen, in denen Kanarienvogel mit Borsten auf dem Schnabel wohnten. Einmal hatte er auch ein Hermelin gesehen.

Er hob das Boot wieder ins Wasser und fing an, zur anderen Seite der Insel zu rudern. Als er ein gutes Stück weit gekommen war, wurde ihm zugerufen:

„Rudere zurück. Du lästest die Vögel auf.“

„Ich wollte euch nur zeigen, wo das Hermelin ist?“ antwortete er fragend. Er wartete ein wenig, „Und dann könnten wir das Schlangenloch ausräumen?“ „Ich habe Hühnerzucht dabel.“

Er bekam keine Antwort. Da drehte er das Boot um und ruderte zum Landungsplatz zurück. Dort zog er das Boot ans Land.

Wenn er einmal erwachsen war, wollte er vom Sultan eine Insel kaufen und jeden Zutritt dazu verbieten. Ein Kanonenschiff sollte seine Küsten beschützen. Er, Herrlichkeit, würden die Skaven mit den, draußen zerhackt ein Boot auf dem Riff, an dem es gestrandet ist, die jungen Menschen darauf kommen um. Laßt sie umkommen! antwortet er. Er, Herrlichkeit, sie rufen um Hilfe, noch können wir sie retten, und es ist eine weisgeleitete Frau dabei. Rettet sie! befehlt er mit Donnerstimme. So sieht er nach diesen Jahren die Kinder des Schloßherrn wieder, und Victoria wirkt sich ihm zu Füßen und dankt ihm für ihre Rettung. Nichts zu danken, das war nur meine Pflicht, antwortet er; geht frei umher in meinen Länden, wohin ihr wollt. Und dann läßt er ihnen die Tore des Schlosses öffnen und bewirkt sie aus goldenen Schüsseln, und dreihundert braune Sklavinnen singen und tanzen die ganze Nacht hindurch. Als aber die Schloßkinder wieder fortziehen wollen, da vermag Victoria es nicht, sie wirkt sich vor ihm in den Staub und schluchzt, denn sie liebt ihn: Laßt mich hierbleiben verstoßt mich nicht, Er, Herrlichkeit, macht mich zu einer eurer Sklavinnen....

Er beginnt hastig in die Insel hineinzugehen, von Erregung durchschauert. Jawohl, er wollte die Schloßkinder bestreiten. Wer heißt, vielleicht hatten sie sich jetzt auf der Insel verirrt? Vielleicht hing Victoria zwischen zwei Felsen fest und konnte nicht loskommen? Er brauchte nur den Arm auszustrecken, um sie zu befreien.

Die Kinder aber lachen ihn erstaunt an, als er kam. Hatte er das Boot verlassen?

„Ich mache dich für das Boot verantwortlich“, sagte Otto.

„Ich könnte euch zeigen, wo es Himbeeren gibt?“ fragte Johannes.

Schweigen in der Gesellschaft. Victoria griff sofort zu.

(Fortsetzung folgt.)

Was erwartet man von Lausanne

Der Beginn der Reparationskonferenz — Eine Umfrage

Der Standpunkt, den Deutschland auf der Konferenz von Lausanne zu vertreten hat und vertreten wird, ist klar und eindeutig. Wie aber sieht das Ausland? Was will und erwartet man in den Hauptstädten Europas? Um hierüber einen Überblick zu gewinnen, hat das Conti-Nachrichten-Büro eine Umfrage bei seinen Auslandsvertretern veranstaltet, deren Ergebnisse eine Reihe interessanter Schilderungen der Stimmungen, Auffassungen und Absichten der Hauptbeteiligten ist, die wir im Folgenden wiedergeben:

Paris:

Frankreich ist aufgeklärt...

Die Zusammenkunft von Paris, die der Auftakt der Konferenz von Lausanne war, wird von der französischen Presse zum Teil in überschäumender Form gefeiert. Sogar man auch nicht geradezu, daß die alte Entente cordiale wieder aufgerichtet werden könnte, so spricht man doch von einem herzlichen Meinungsaustausch, den MacDonald selbst „lautes Denken“ genannt hat. Wenn zwei Menschen laut denken, pflegen sie nicht viel zu diskutieren, m. a. W. sie treten in keine kontrastäre Verhandlung ein.

Wollte das der britische Premierminister sagen? Man kann es zum Teil annehmen. Immerhin zeigt der Optimismus, den der sonst recht vorsichtig und misstrauisch veranlagte Ministerpräsident Herriot in allen seinen Erklärungen seit Sonntag mittag zum Ausdruck brachte, daß bei den Vertretern der beiden Hauptgläubigerstaaten, Frankreich und England, der ernste Wunsch vorhanden ist, in Lausanne zu einem Ergebnis zu gelangen, das jenen beiden Ländern ermöglichen soll, das Reparationsproblem einer endgültigen Lösung entgegenzuführen, die auch als Teil der Lösung der Wirtschaftskrise gelten kann. Man spricht von einer Zwischenstufe, die man dadurch schaffen sollte, daß eine Rumpfsitzung einberufen wird, um die Haltung der Vereinigten Staaten abzuwarten. Man erhofft von dem Ergebnis der Novemberwahlen in Amerika eine bessere Disposition für die Streichung der Kriegsschulden. In diesem Falle würde man also mit einer zweiten Auflage der Lausanner Konferenz rechnen müssen.

Andere sprechen von einem Schlummerurlaub der Gläubigeransprüche an Deutschland. Ein nationalistisches Blatt hat hierfür das Wort geprägt: Schaffung eines „endgültigen Hofisforums“, damit vor der französischen Öffentlichkeit die Fiktion aufrechterhalten werden kann, daß der Anspruch auf Wiedergutmachung nicht aufgegeben worden sei. Wie dem auch sein mag:

vor kaum einer Konferenz des letzten Jahrzehnts zeigte sich die französische Öffentlichkeit so aufgeklärt wie vor dieser.

In der Presse wird das Thema von der Streichung der Reparationen ohne jede Leidenschaftlichkeit erörtert, die man bis jetzt fand.

Natürlich konnten weder Herriot noch MacDonald einen bestimmten, festgelegten Plan schaffen, da sie Rücksicht auf die übrigen drei Hauptbeteiligten an der Konferenz zu nehmen hatten, auf Deutschland, Italien und Belgien. Allgemeinpolitisch kann man aber feststellen, daß die linksgerichteten Wahlen am 1. und 8. Mai doch immerhin eine kleine Wirkung ausgelöst haben, die sich nicht bloß in der Tonart, sondern vielleicht auch in dem besseren Verständnis für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten einer krisenhaften Zeitperiode zeigen dürfte.

London:

„Hilf Dir selbst, so hilft Dir Amerika!“

Wer die Einstellung der englischen öffentlichen Meinung zur Reparationsfrage von der ersten Reparationskonferenz bis Lausanne ununterbrochen verfolgen konnte, muß sich der Größe des Weges bewußt sein, der in Richtung der Vernunft vom englischen Volk zurückgelegt worden ist. In seinem Wuch über das „Ende der Reparationen“ hat Lloyd George diesen Weg klar gezeichnet. Aus dem Sankt des Jahres 1920 ist der Paulus des Jahres 1928 geworden. Millionen von Engländern sind mit ihm den „Weg nach Damaskus“ gegangen. Das Damaskus aber, in dem dem Engländer die Augen aufgingen, war die Wirtschaftskrise des eigenen Landes, die Wirtschaftskrise der Welt. Während vor zwölf Jahren Raymond Keynes als Prediger in der Wüste allein die Torheit der Repara-

tionen brandmarkte, wäre es schwer, heute auch nur einen einzigen maßgebenden Mann zu finden, der die Ansicht vertritt, daß Reparationen in irgendeiner Form fordern dürfen und müssen. Von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten sind alle der Meinung, daß je eher ein Strich durch die ganze Reparationsrechnung gemacht wird, umso rascher die Erholung der Weltwirtschaft einsetzen wird.

Was England von Lausanne erhofft, ist klar. Was erwartet England von Lausanne? Der britische Premierminister MacDonald, begleitet von den Hauptmitgliedern seines Kabinetts und einem Stab von Sachverständigen, wird das britische Reich auf der Konferenz vertreten.

MacDonald vertritt das Mandat des Unterhauses und des ganzen Landes, den Reparationen, soweit England in Betracht kommt, den Todesstoß zu geben.

„Cui usque tandem abutere...“ Klingt dem verantwortungsvollen Staatsmann Englands schon zu lange in die Ohren, um sich leichtfertig über die Erwartungen hinwegzusetzen, mit denen das englische Volk ihren Beratungen in Lausanne entgegensteht. Während noch vor kurzem die Schuldregelung mit den Vereinigten Staaten ein entscheidender Faktor bei der Einstellung zum Reparationsproblem war, hat man es jetzt in England aufgegeben, auf Amerika als Deus ex machina zu warten. „Hilf Dir selbst, so hilft Dir Amerika“ ist jetzt die Losung geworden.

Praktisch gesprochen: MacDonald und seine Kollegen sind überzeugt, daß die europäischen Staaten untereinander zu einer endgültigen Regelung gelangen müssen, bevor das Interesse der Vereinigten Staaten entscheidend in Anspruch genommen werden kann. Da die nächste Schuldzahlung an Amerika erst Mitte September fällig wird, ist jeder zutreffende Vereinbarung eine Lebensfrist von sechs Monaten gegeben. Auf jeden Fall kein totgeborenes Kind, denken die Engländer. Die „hoffnungslos logischen“ Franzosen scheinen anders zu denken. Eine endgültige Reparationsregelung ohne Klarstellung der Haltung der Vereinigten Staaten ist für sie nicht möglich. Die Verlängerung des Moratoriums ist ihnen der bevorzugte Ausweg. Am deutlichsten und einfachsten ist die Haltung Deutschlands. „Hier strebe ich, ich kann nicht anders“, hätte Bräuning gesagt und wird auch der neue Reichsfinanzminister sagen...

Was England von Lausanne hofft, ist klar. Was es erwartet? Eine Lausanner Konferenz, die die Reparationen löst, im Sinne Deutschlands, sie aber nicht begründet, im Sinne Frankreichs, für den Fall, daß durch die Haltung Amerikas die Befreiung der Leiden notwendig wird. Wenn die Reparationen aber einmal endgültig vor sich sind, kann sie niemand mehr zum Leben erwecken. Und damit erfüllen sich nicht nur die an Lausanne getnüpften Erwartungen, sondern auch die auf diese Konferenz gesetzten Hoffnungen.

Rom:

Mussolini für Schlusfrist

Vor einer hunderttausendköpfigen Menschenmenge hat Mussolini im Oktober vorigen Jahres in Neapel verlangt, daß unter die tragische Rechnung des Solls und Habens aus der Kriegszeit der Schlusfrist gezogen werde. Das Soll von Neapel und mit ihm ganz Italien hat diese Forderung mit lauter und vorbehaltloser Zustimmung angenommen. Seitdem hat die Forderung der Streichung amtlichen Charakter, ist aber zugleich in allen Kreisen des Landes die Losung, durch die allein die Rettung kommen kann. Mussolini hat dann im Winter im „Popolo d'Italia“ in zwei berühmten Reden Artikel mit dem „unmildertenden Glockschlag der Realität“ vor der ganzen Welt nochmals die gleiche Forderung erhoben. Im Hinblick auf die schon damals geplante, aber nicht zustande gekommene Konferenz von Lausanne betonte er zugleich die Notwendigkeit einer Initiative zu dem allgemeinen gegenseitigen Schuldenerlass, ein Beispiel, dem sich Amerika aus moralischen und politischen Gründen nicht lange werde entziehen können. Im April dieses Jahres hat auch der faschistische Großrat für die Ueberwindung der Weltkrise den Verzicht auf Reparationen und Kriegsschulden proklamiert. Schließlich hat sich Grandi in seinen Reden vor Kammer und Senat gerade auf diese Etappen bezogen, die für die politische Aktion Italiens in der Reparationsfrage maßgebend geworden sind.

Von der Wichtigkeit dieses Programms ist man in Italien allgemein überzeugt. Mit Genugtuung hat man deshalb in den letzten Monaten jedes Anzeichen für ein Umsichgreifen dieser Auffassung im Ausland begrüßt. Das gilt vor allem für die Haltung Englands. Die Zeitungsnachricht, wonach MacDonald auch jetzt wieder gegenüber Herriot die Streichung von Schulden und Reparationen vertreten hat, findet hier

starke Beachtung. Freilich beweist die starke Erschütterung des Konferenzglaubens und mehr noch die französische Intransigenz eine gewisse skeptische Zurückhaltung im Hinblick auf die Aussichten und Möglichkeiten der Konferenz von Lausanne. Man denkt hier zu realistisch, als daß man heute schon auf eine endgültige Lösung der Reparationsfrage zu hoffen wagt, glaubt aber ebensowenig daran, daß der heutige Sachverhalt, wie er mit der Einstellung der Reparationszahlungen gegeben ist, auf der Konferenz von Lausanne eine grundsätzliche Veränderung erfahren kann.

Wie aber die neue Lösung auch aussehen möge, Italien wird seine Stimme im Sinne eines wahren Ausgleichs auch in Lausanne wieder zur Geltung bringen, wie es das bereits wiederholt und auch vor Jahresfrist beim Hoover-Vorschlag spontan und vorbehaltlos getan hat.

Aus Welt und Leben

Mit Untersuchungen über Verährungsinfektion beschäftigt sich die Wissenschaft schon seit langem. Es gilt die Frage zu lösen, wie eigentlich die Bedingungen beim Übertragen von Krankheiten durch Verührung sind — eine Infektionsart, die bekanntlich bei vielen ansteckenden Krankheiten eine wichtige Rolle spielt. Ueber diese Frage hat nun kürzlich Professor Mitsui, Tokio, in der Sonderausgabe des Berliner Robert-Koch-Instituts wichtige Untersuchungen veröffentlicht. Er kam zu dem Resultat, daß die Übertragung von Bakterien an besten von feuchtem Material geschieht, da an unseren Händen beim Verühren von trockenen Gegenständen nur wenig Keime haften bleiben. Auch die Art des Materials spielt bei der „Verährungsinfektion“ eine große Rolle. Glas und Papier bieten günstigere Bedingungen zu Infektionen als rauhes Holz oder etwa unsere Hände. Besonders leichte Übertragungsmöglichkeiten bieten infizierte Stoffe, zumal Leinwand. Aus all diesen Beobachtungen lassen sich wertvolle Folgerungen für den Umgang mit Kranken und zur Vorbeugung gegen Ansteckung ziehen.

Warm sei der Mensch, nicht nur hilfreich und gut. Das ist die Meinung eines ungarischen Tischlermeisters, der seinen neuen Erfindung zur Abschaffung kalter Füße dem Patentamt in Budapest angemeldet hat. Es ist ein heizbarer Schuh, den der Meister erfunden hat. Zwischen Sohle und Absatz befindet sich ein Hohlraum, in dem verschiedene Wärme erzeugende, feste, flüssige oder gasförmige Stoffe untergebracht werden. Der Erfinder empfiehlt den heizbaren Schuh namentlich zur Verwendung für Polizeibeamte, Kraftwagenführer, Marktthändler usw.

Der englische Aristokrat Maynard Gwille hat sich entgegen der allgemeinen Sitte des Glatthaarens, einen Bart nicht spitzbar wachsen lassen. Er ist natürlich mandem Spott ausgesetzt und gibt daher in einem Londoner Sonntagblatt seine Gründe dafür an. Gleichzeitig erwähnt er auch die guten Erfahrungen und die Vorteile, die er mit seiner Barttracht bis jetzt gemacht hat. Zusammengefaßt zählt er sieben Gründe auf: 1. Größerer Respekt bei Personen jeden Alters. 2. Niemand vergißt mein Gesicht, wenn er mit einmal begegnet. 3. Man ist eine beständige Quelle des Vergnügens für seine Freunde, die mit einem ihren Spott treiben. 4. Die Möglichkeit, jeden Augenblick die Nationalität zu wechseln und als gewisse Persönlichkeit zu erscheinen. 5. Größeres Behagen durch die

BETTEN

REUSCH

Matratzen
Aussteuern

Qualitäts-Erzeugnisse
aus eigenen Werkstätten

FR. Breusch
Pforzheim, Metzgerstr.

Erstes Haus am Platze.

Knut Hamsun

VICTORIA

Die Geschichte einer Liebe

Nachdruck verboten. Copyright by Eugen-Wüller, München.

(1. Fortsetzung.)

Aber der Stadtherr überwand sich rasch und sagte: „Damit können wir uns jetzt nicht besaffen.“

Johannes sagte: „Ich weiß auch, wo man Muscheln finden kann.“

„Sind Berlen darin?“ fragte Otto.

„Denk, wenn Berlen drin wären!“ rief Victoria.

Johannes antwortete, „nein, das wüßte er nicht; aber die Muscheln liegen weit draußen im weißen Sand, man müsse ein Boot haben und nach ihnen lauschen.“

Da wurde der Vorschlag erst recht verlaßt, und Otto sagte:

„Ja, du siehst mir wie ein Taucher aus.“

Johannes begann schwer zu atmen.

„Wenn ihr wollt, so kann ich ja auf den Berg dort hinaufgehen und einen schweren Stein ins Meer hinaustollen“, meinte er.

„Wozu?“

„Kein, nur so. Aber Ihr könntet dann zuhören.“

Aber auch dieser Vorschlag wurde nicht angenommen, und Johannes schweigend beschämt. So fing er an, fern von den anderen, auf einer anderen Seite der Insel nach Eiern zu suchen.

Als die ganze Gesellschaft wieder unten beim Boot versammelt war, hatte Johannes viel mehr Eier als die anderen, er trug sie vorzüglich in der Mütze.

„Wie ist es möglich, daß du so viele gefunden hast?“ fragte der Stadtherr.

„Ich weiß, wo die Nestler sind“, antwortete Johannes glücklich. „Jetzt lege ich sie zu den deinen, Victoria.“

„Halt!“ rief Otto. „warum?“

„Alle laßen ihn an. Otto deutete auf die Mütze und fragte: „Wer steht mir dafür ein, daß die Mütze sauber ist?“

Johannes sagte nichts. Sein Glück brach plötzlich ab. Dann ging er mit den Eiern langsam wieder in die Insel zurück.

Was hat er denn? Wo geht er hin? sagt Otto ungeduldig.

„Wo gehst du hin, Johannes?“ ruft Victoria und läuft ihm nach.

Er bleibt stehen und antwortet still: „Ich lege die Eier in die Kester zurück.“

Eine Weile standen sie da und saßen einander an.

Und heute nachmittag gehe ich in den Steinbruch, sagte er.

Sie antwortete nicht.

Dann könnte ich dir die Höhle zeigen.

„Ja, aber ich habe so Angst, antwortete sie. Du sagst, sie sei so dunkel.“

Da lächelte Johannes trotz seinem großen Kummer und erwiderte müde:

„Ja, aber ich bin ja bei dir.“

Seit jeher hatte er da oben in dem alten Steinbruch geipelt. Die Leute hatten ihn reden und arbeiten gehört, obwohl er allein war; bisweilen war er Pfarrer gewesen und hatte Gottesdienst abgehalten.

Diese Plätze war seit langer Zeit verlassen, jetzt wurde Moos auf den Steinen, und die Spuren der Bohr- und Sprenglöcher waren beinahe verwischt. Aber in der verborgenen Höhle hatte der Sohn des Müllers aufgeräumt und sie mit vieler Kunst ausgedemüt, und dort wohnte er als Haindling der tapfersten Ränderbande der Welt. Er schloß mit einer silbernen Glode. Ein kleines Männchen, ein Zwerg mit einer Diamantenspanne an der Kappe, hüpfte herein. Das ist der Diener. Er verneigt sich bis zur Erde. Wenn Prinzessin Victoria kommt, so führe sie zu mir! sagte Johannes mit lauter Stimme. Wieder verneigt sich der Zwerg bis zum Boden und verschwindet. Johannes strahlte sich bequem auf dem weichen Diwan aus und denkt nach. In jenem Sitz dort wollte er sie führen und ihr köstliche Gerichte auf silbernen und goldenen Schüsseln reichen; ein Hammetter Schellerhaufen sollte die Höhle beleuchten. Hinter dem schweren goldbrokatenen Vorhang im Innern der Höhle würde ihr Lager bereit werden, und zwölf Ritter sollten Wache stehen...

Johannes erhebt sich, kriecht aus der Höhle und läuft. Unten auf dem Steig raschelt es in Resten und Laub.

Victoria! ruft er.

Ja, antwortet es.

Er geht ihr entgegen.

Ich wage es fast nicht, sagt sie.

Er zuckt mit den Achseln und antwortet: „Ich bin eben dort gewesen. Ich komme jetzt von dort.“

Sie gehen in die Höhle. Er weist ihr einen Platz an einem Stein an und sagt:

Auf diesem Stein hat der Riese gefessen.

Du, sag nichts mehr, erzähl mir nichts! Hastest du nicht Angst?

Nein.

Ja, aber du sagstest doch, er habe nur ein Auge; aber nur die Trolle sind einäugig.

Johannes überlegte.

Er hatte zwei Augen, aber auf dem einen war er blind. Das sagte er selbst.

Was sagte er noch? Nein, erzählt es nicht!

Er fragte, ob ich bei ihm dienen wollte.

Aber das wolltest du wohl nicht? Gott bewahre dich. Doch, ich antwortete nicht nein. Nicht geradezu nein.

Bist du verrückt! Willst du im Berge eingeschlossen werden?

Ja, ich weiß nicht. Auf der Erde ist es auch nicht schön.

Ja, sag.

Sie diese Buben aus der Stadt gekommen sind, bist du nur noch mit ihnen zusammen, sagt er.

Wiederum Ja, sag.

Johannes fährt fort:

Aber ich bin stärker und kann dich besser tragen und aus dem Boot heben als irgendeiner von denen. Ich bin sicher, daß ich es fertig bringe, dich eine ganze Stunde lang zu halten. Schau her. Er nahm sie in die Arme und hob sie an. Sie umlagte seinen Nacken.

So, jetzt reißt es schon.

Er legte sie nieder. Sie sagte:

Ja, aber Otto ist auch stark. Und er hat sich auch schon mit erwachsenen Leuten geprügelt.

Zweifelnd fragt Johannes:

Mit erwachsenen Leuten?

Ja, mit erwachsenen. In der Stadt.

Ja, sag. Johannes denkt nach.

Ja, ja, dann ist es also damit vorbei, sagt er.

Ich weiß, was ich tue.

Was tust du?

Ich verdinge mich beim Riesen.

Nein, bist du denn verrückt, hör doch! schreit Victor.

Ach wo, mir ist alles gleich. Ich tue es.

Victoria stimmt auf einen Ausweg.

Ja, aber vielleicht kommt er jetzt gar nicht wieder?

(Fortsetzung folgt.)



Befreiung von der barbarischen Gewohnheit, sich zweimal täglich das Gesicht zu waschen. 6. Vollkommene Befreiung von den Aufmerksamkeiten und Ausdringlichkeiten der Damenwelt. 7. Ein Bart für einen Engländer die Erinnerung an jene Zeit, da sein Vaterland zur Größe emporstieg." Greville hat eine sehr verschiedene Reaktion bei Kellnern und Hotelbesitzern auf den Bart beobachtet. Kellnern ist ein Wirtler in England ein Gegenstand des Argwohns, den Hoteliers dagegen ein Gegenstand der besonderen Auszeichnung. Mit einem Bart bekommt man das beste Zimmer in einem britischen Gasthaus und wird besonders zuvorkommend bedient. Besonders leicht kann man sein Engländerum durch einen Bart verbergen. Man wird im Ru ein Vette, ein Fiäne oder sonst irgendein dummer Ausländer. Ein Bart ist auch sehr angenehm in Augenblicken der Nervosität, da man ihn mit dem Daumen und den Fingern einer Hand kreiden und sich damit beruhigen kann. Und wieviel Zeit erspart man dabei. Ich habe mir ausgerechnet, daß man in zehn Jahren mehr als drei Wochen seines Lebens dadurch gewinnt, daß man auf diese furchtbare Prozedur die täglichen Kreiden verzichtet. Auf die Günst der Weiblichkeit allerdings darf man keinen Wert legen. Besonders die jungen Damen bringen einem Bart und gar einem Zsigbart eine unverständliche Edele entgegen.

Das schrecklichste Schlangenabenteuer meines Lebens

Der Engländer James Malcaren hatte sich im Jahr 1911 im nördlichsten Teile von Australien eine Kokospflanzung angelegt. Dieser Landteil war damals von Weißen selten oder kaum jemals bebaut worden. Das Boden des Landes, der Bau des Hauses, die langsame Anlagepflanzung der Eingeborenen an die Arbeit interessieren uns hier weiter nicht. Ebenwichtig berührt uns der Kampf mit den Kraitsen, mit dem Krieter, mit all den Gefahren, die dort nach oben unter Eingeborenen mit sich bringt, die dort nach oben der Stufe von Kannibalen leben. Dagegen soll hier ein Erlebnis Platz finden, welches die Gefährlichkeit des Kampfes mit den Schlangen aufzeigt.

Malcaren erzählt darüber in seinem Buch: „Ich und meine Wilden, 8 Jahre im australischen Busch“ (Verlag Dietrich Reimer-Berlin) folgendes packendes Vorkommnis: „Es war kurz nach Witternacht, als eine Teppichschlange — so genannt nach dem regelmäßigen Muster der Haut — etwa vier Meter lang und fast so dick wie ein Mannesdoppel, sich in mein Haus einschlich. Die Nacht war dunkel und so ruhig und heiß, daß ich schon länger als eine Stunde schlaflos auf meinem Bett in dem kleinen Zimmer gelegen hatte. Da hörte ich auf einmal ein leises Rascheln auf den Papnamatten im anderen Zimmer. Ich schlug das Licht aus, erhob mich, nahm meine Hinte, zündete das Gas an und trat in die offene Tür. Ich hatte nur einen flüchtigen Ueberblick über das Zimmer. Denn der Gasometer war bis auf einen kleinen Rest leer. Aber das Rascheln des Lichtes hatte genügt, mir mitten auf dem Boden des Zimmers eine Teppichschlange zu zeigen, die direkt auf meinen schlafenden Hund „Togo“ zu strebte. Ich ließ einen Ruf aus „Togo“ erwidern und begann sofort ein mächtiges Wellen, Schnappen und Knurren und ein wildes Hin- und Herbringen. Da floderte das Gas noch einmal auf, gerade als ich noch geredet hatte, daß die Schlange an der Wand hinausschlitt.

Jetzt machte ich ein kleines Feuerwerk mit einer Schachtel Rindbölzer auf dem Tisch. Beim Schein des Feuers sah ich die Schlange lang ausgestreckt auf dem Fußboden des Hauses liegen. Ich nahm einen Speer, der an der Wand hing und krocherte damit solange auf sie ein, bis ich ihren Kopf aufs Korn nehmen konnte. Dann feuerte ich beide Läufe meiner Schrotflinte Kaliber 12 darauf ab. Mit dem Schuß kam der ganze lange Körper herunter, bis er wie ein mächtiges schimmerndes Tau im Schein der Rindbölzer direkt über dem Tisch hing. Doch dann hielt der riesige Körper inne. Denn trotz des fast vollständig weggeschossenen Kopfes war er noch voller Kraft und Leben und hatte mit der Schwanzspitze einen guten Griff am Tischbalken gefaßt.

Mit einem Satz war „Togo“ auf dem Tisch und schlug die Zähne in den Kopf. Dieses schreckliche, langsam schwindende Zill erschien mir wie die schirmige Ausgeburt der Hölle. Wie ein Bahnhäufiger schlug ich auf diesen mächtigen langgestreckten Leib los, ließ schließlich Hinte und Speer fallen, packte ihn mit meinen Händen und zog daran. Plötzlich verlor die Schlange ihren Halt droben am Balken. Sie kam mit schwerem Fall herunter, eine gewaltige Waffe, die das Feuer verlor. Im nächsten Moment hing ich am Tischbalken so fest, wie ich noch niemals an irgend etwas gehangen hatte. Denn beim Fallen hatte das Ungeheuer meinen Arm umschlungen. Die Bindung richte von der Schulter bis zum Ellenbogen. Mit dem Schwanz hatte die Schlange einen Halt an der anderen Seite des Tisches genommen, um ziehen zu können. Und nun drehte das Ungeheuer meinen Arm mit seiner ganzen furchtbaren Kraft zusammen. Ich schrie vor Angst. Die mächtige Bindung um meinen Arm war hart und kalt wie Eisen. Ich versuchte in diese schreckliche Schlinge hineinzubringen. Aber es war, als ob ich auf Stahl stieß. Dann versuchte ich mit meinem nackten Fuß gegen die Stelle zu treten, wo sie auf dem Tisch lag. Ich versuchte auch meinen Arm seitwärts heraus zu wunden. Aber dabei wurde dieser kalte, harte Griff nur immer härter und wie mir vorkam, immer noch fester. Endlich, nachdem es mir schien, als ob ich schon Stundenlang an dem Tischbalken gehangen hätte — in Wirklichkeit waren es, wie ich an meiner Uhr feststellte, nur ein paar Augenblicke — und als mein Arm nahe daran war, zu brechen, fing die Bindung an nachzugeben. Durch das Ziehen der Schlange kippte der Tisch über und die Schlange verlor ihren Gegenhalt. Im nächsten Moment fiel der Tisch ganz um. Der furchtbare Ring um meinen Arm erschlaffte, fiel schwer auf den Fußboden nieder und mein Arm war frei. Mit einem Satz sprang ich in mein Schlafzimmer und schrie ein Streichholz an. Das Ungeheuer kroch langsam zur Haustür hinaus und erreichte den Sandboden, wo ich es mit einem Dutzend Patronen in Stücke schoss.“

Der Verfasser schildert nicht weniger anziehend den vollen Erfolg seiner Kokospflanzung, die nach achtjähriger Kultur ihn zum vermöglichen Mann machte. Ob freilich noch schwebte er noch in Lebensgefahr wegen der Wildheit und Roheit der Eingeborenen, weichen er mütterterseits allein gegenüber stand. Doch gelangte unser Gewährsmann zum Ziele: er war ein Bionier der Kokospalme und der europäischen Kultur geworden.

Rundfunkprogramm

Südwestprogramm vom 19. bis 25. Juni 1932

Stuttgart (Mühlader) 893 kh 360 m
Freiburg i. Br. 527 kh 569 m

Wodentags: 6.00 Zeitangabe, Wetterbericht, anst. Gymnastik (H. Glaser); 6.30 a. M.: Gymnastik; 7.00 Wetterbericht; 11.00 Zeitangabe, Wetterbericht, Nachrichten; 11.15 bis 11.30 Badisches Funkwerbungskonzert; 11.45 Funkwerbungskonzert der Reichspostrelame Stuttgart; 12.50 Zeitangabe, Wetterbericht, Nachrichten, Bekanntgabe von Programmänderungen; 13.55 Nachrichten; 14.00—14.15 Funkwerbungskonzert der Reichspostrelame Stuttgart; 18.15 Zeitangabe, Wetterbericht; 19.15 Zeitangabe, Wetterbericht, Landwirtschaftsnachrichten; 22.30 Zeitangabe, Wetterbericht, Nachrichten, Bekanntgabe von Programmänderungen. — Abkürzungen: a. M. = aus Frankfurt am Main, a. Fbg. = aus Freiburg im Breisgau, a. Wdm. = aus Mannheim, Ue. = Uebertragung, Sendungen ohne Ortsangabe sind aus Stuttgart.

Sonntag, 19. Juni. 6.15 Uhr Hamburger Sinfoniekonzert; 8.00 Gymnastik; 8.30—9.15 Stunde des Chorgesangs, Liedertanz, Vorträge; 9.40 a. M.: Karier. Konzertstunde d. Bad. Hochschule für Musik; 10.40 a. Fbg.: Kath. Morgenfeier; 11.30 a. Leipzig: J. E. Bach Kant. 4. Sonnt. u. Trin.; 12.10 Mittagskonzert; 13.00 Kleines Kapitel der Zeit; 13.15 Ein Bandertag, Schallplattenkonzert; 14.00 Vunte Stunde; 14.30 Stunde des Landwirts, Was muß der Landwirt über den landwirtschaftlichen Zusammenschluß gemäß § 38 des Reichswirtschaftsgesetzes wissen?; 15.00 a. M.: Stunde der Jugend; 16.00 a. Wdm.: Konzert; 18.00 Autorenstunde: Hanns Klüppel; 18.30 Hans Goslar spricht über „Die Erholungsreise des geistigen Arbeiters. Exproble Vorschläge eines Laien“; 18.45 Sportbericht; 19.00 Madrigale und Volkslieder; 19.30 a. Wdm.: Der Räufertum, Mikroskopbericht; 20.00 a. M.: Der tapfere Soldat, Operette; 22.00 a. Konfanz; 24. Internat. Bodenregatta, Hörbilder; 22.40—24.00 a. Zell am See: Tanzmusik.

Montag, 20. Juni. 7.05—8.00 a. Bad Mergentheim: Frühkonzert; 10.00 Deutsche Jägerweisen; 10.30 Violinsonaten; 12.00 Nordische Liederdichter, Schallplattenkonzert; 13.00 Unterhaltungskonzert; 14.30 Span. Sprachunterricht für Anfänger; 15.00—15.30 Engl. Sprachunterricht für Anfänger; 16.00 Vortrag von Ella v. Megger: Die ungarische Volkskunst; 16.30 Briefmarkenstunde; 17.00 a. M.: Nachmittagskonzert; 18.25 Alfred Lehmann spricht über „Die äußere Erscheinung des Menschen früherer Jahrhunderte“; 18.50 a. M.: Engl. Sprachunterricht; 19.30 Unterhaltungskonzert, Aus deutschen Opern; 20.40 Der lateinische Liebhaber, Tragikomödie in 3 Akten; 21.50 Des Knaben Wunderhorn, Volkslieder gesungen von Lore Kornell; 22.40 Schachstunde; 23.15 v. Kniebis: Sommerfeier des Würt. Schwarzjägerbataillons.

Dienstag, 21. Juni. 7.05—8.00 a. Bad Bormont: Brunnkonzert; 10.00 Balladen und Arien; 10.30 Bratschen-Sonaten; 12.00 Konzert; 13.00 a. M.: Mittagskonzert; 14.30 Engl. Sprachunterricht für Fortgeschr.; 15.00 Blumenstunde; 15.30 Frauenstunde, Vortrag von Thekla Seeger: Was muß die Krausein von den Preisen der Waren wissen?; 16.00 aus Schuberts Geburtshaus in Wien; 10. Internat. Musikfest, Scherzblätter; 17.00 Solenmusik; 18.25 Dr. jur. Robert Bloch spricht über „Die Entmündigung“; 18.50 Vortrag von Dr. E.

Brensfner-Berlin: Was bedeuete ich als Laie für die Entwicklung in der Musik?; 19.30 Russische Volkslieder; 20.30 Besprechung der Großstadt, Kunstbilder aus Stuttgart; 21.30 Singschulungskonzert; 22.50 Juni 14. Todestag des Dichters Hermann Hesse; 23.10 bis 24.00 a. Wdm.: Nachtmusik; 0.00—1.00 Tanzmusik; In den ersten Morgenstunden (genaue Zeit wird noch bekanntgegeben) aus Chicago: Weltmeistertanz im Vogen, Sameling-Scharter.

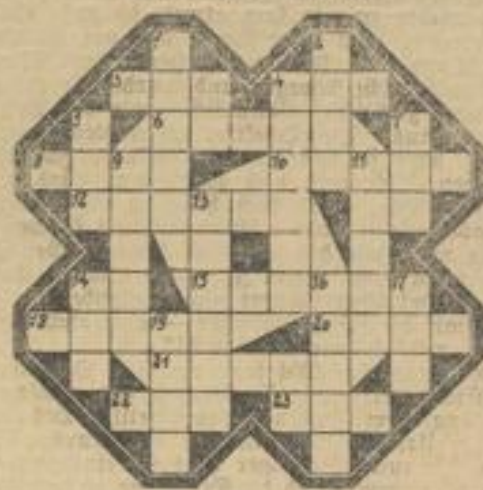
Mittwoch, 22. Juni. 7.05—8.00 a. Bad Bormont: Brunnkonzert; 10.00 Händelstunde; 10.30 Schallplattenkonzert; 12.00 a. München: Mittagskonzert; 13.00 Fremdländische Weisen (Schallplattenkonzert); 15.00 Kinderstunde; 16.00 a. Freudenstadt: Konzert der Kurkapelle; 17.00 a. M.: Nachmittagskonzert; 18.25 Eperantostunde; 18.50 Vortrag von Dr. D. v. Bronsart: Der Hörer J. C. Bose und das Innenleben der Pflanze; 19.30 Schauspieler-Brevier; 20.00—22.00 a. Breslau: Baute Reihe; 22.00 a. Karler: Mandolinentanz; 22.45 bis 24.00 a. M.: Nachtkonzert.

Donnerstag, 23. Juni. 7.05—8.00 a. Münster am Stein: Frühkonzert; 10.00 Lieberstunde; 10.30 a. Wdm.: Klavierkonz.; 12.00 a. München: Mittagskonzert; 13.00 a. Köln Konzert; 13.30 Span. Sprachunterricht für Anf.; 15.00 Engl. Sprachunterricht für Anf.; 15.30 a. M.: Stunde der Jugend; 16.30 Ernst Stadtschmidt über „Lichtbringer im Spiegel deutscher und französischer Literatur“; 17.00 a. Köln: Nachmittagskonzert 18.25 Jul. Widmayer spricht über „Den Liebhaberphotographen auf der Sommerreise“; 18.50 a. M.: Vortrag von Prof. Lea Meriggi: Staatsverfassung der Völker; Italien; 19.30 a. M.: Unterhaltungskonzert; 20.00 a. M.: „Die schönste Gespensgeschichte der Welt“, Das Gespenst von Canterbury; 21.30 aus Karlsruhe: „Aus anderer Musikstunde“ Wir fingen zur Pause: „Som Berken u. Wandern“; 21.55 a. M.: „Mawra“, Buffooper in 1 Akt; Juntschule.

Freitag, 24. Juni. 7.05—8.00 a. Münster a. St.: Frühkonzert; 10.00 Schumann-Lieder; 10.35 a. Fbg.: Schulfest; 12.00 a. Fbg.: Konzert, Aus verschollenen Opern; 13.00 a. M.: Mittagskonzert; 14.30—15.00 Engl. Sprachunterricht für Fortgeschrittene; 16.00 a. Wdm.: Kurkonzert; 17.00 a. München: Nachmittagskonzert; 18.25 Vortrag v. Oberling, Mann: „Ist Technik ein Fluch?“; 18.50 a. Fbg.: Vortragsvortrag: Die Dignität des Schwimmsports; 19.15 Lieberstunde über die Dornwunderanstaltungen der kommenden Woche in Eperanto; 19.30 a. Fbg.: Das Kaiserbergwerk in Buggingen, Hörbilder; 20.00 a. Wdm.: Vorträge: Worüber man in Amerika spricht; 20.10 „Sidd. Mäusermusik“; 21.15 „Die Dorfjägerinnen“, Iomische Oper; 22.45—24.00 a. Wdm.: 1. Trio-Stunde, Sonaten für Violoncello und Klavier; 2. Jazz auf 2 Flügeln;

Sonntag, 25. Juni. 7.05—8.00 a. M.: Frühkonzert; 10.00 a. Berlin: Hörbilder von der Reichsverbandstagung des deutschen Schlosser-, Malchinerbauer- und Kraftfahrzeugschlosser-Handwerks; 10.30 a. Fbg.: Schulfest; 12.30 Zweiländersmäßig deutsche Volkslieder (Schallplatten); 13.00 a. M.: Mittagskonzert; 14.30 Gesangsstunde v. Karl Jentsch; 14.50 Dandemonia-Konzert; 15.30 a. M.: Stunde der Jugend; 16.30 Stunde des Chorgesangs, Stingshor des kath. Familienvereins „Kathno“; 17.00 Nachmittagskonzert; 18.15 Sportbericht; 18.20 C. Mayer, Kirchheim spricht über „Schwabische Schützenfeste“; 18.35 a. M.: Vortrag von Prof. Dr. Keller: Wirtschaftsverfassung und Wirtschaftslage der Völker; Nordamerika; 19.05 a. M.: Städtebilder: Wiesbaden; 20.00 aus dem Kurhaus Bad Dornburg: Vunter Abend; 22.45—0.30 a. Berlin: Tanzmusik.

Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel

Wagerecht: 3. Trinkstube, 4. Gedicht, 6. Stoffart, 8. Mineral, 10. Männername, 12. Vulkan, 15. Teil der Pflanze, 18. asiatische Halbinsel, 20. Körnerfrucht, 21. Luftgemisch, 22. Kopfbedeckung, 23. Titel. — Senkrecht: 1. Rüdengeschirr, 2. Waagefach, 4. Stadt in Südrussland, 5. persönliches Fürwort, 7. Schutzorgan des Auges, 9. geistl. Würdenträger, 11. Debevorrichtung, 13. Kleiderverzierung, 14. Kirche, 16. Männername, 17. Betenung, 19. Jaudier.

Silben-Rätsel

Aus den Silben a ba bel ben biß dolz er ga got ge ger höst im ne o pus ra ri rich sie ster tät te ter tist sind 12 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. Befehl, 2. Beamter, 3. lateinische Bezeichnung für „Berk“, 4. Stoffart, 5. Ordnungszahl, 6. Zahlwort, 7. Ehrentitel, 8. Männername, 9. Selteneit, 10. Menschenrasse, 11. Ehemann, 12. kleine Maßzeit.

Lösungen der letzten Rätsel

Kreuzwort-Rätsel. Wagerecht: 2. See, 5. Kri, 6. die, 7. Stube, 9. Indus, 11. Lot, 12. Klein, 14. Salma, 17. Rade, 21. Aller, 24. Alm, 25. Atlas, 26. Senfe, 27. Lee, 28. Erz, 29. Kri. — Senkrecht: 1. Tanne, 2. Stiele, 3. Edith, 4. Wedel, 8. Tal, 10. Uim, 12. Kur, 13. ich, 15. Kal, 16. Ehr, 18. Alt, 19. Cella, 20. Eisen, 21. Kmsel, 22. Ranje, 23. Eis.

Silbenrätsel. Nach dem Siege binde den Helm fester. 1. Stadel, 2. Abend, 3. Cadis, 4. Hieronymus, 5. Donner, 6. Schie, 7. Rieder, 8. Salbe, 9. Armgard, 10. Elfe, 11. Gabel, 12. Essen, 13. Butter, 14. Insel, 15. Karem.

Sehen Sie sich einmal eine gebrauchte Henko-Lösung an!

In Henko Bleich-Soda haben Sie das Mittel, das der Wäsche allein durch Einweichen Schmutz und Flecken entzieht. Das Einweichen mit Henko ist eine Ausgabe von nur wenigen Pfennigen und diese geringe Ausgabe erspart es Ihnen, sich selbst mit mühseligem Vorwaschen der Wäsche abquälen zu müssen. Nehmen Sie immer zum Wäscheinweichen die seit über 50 Jahren bewährte

Auch zum Weichmachen des Wassers wie zum Scheuern und Putzen bestens bewährt.



Henko

Henkel's Wasch- und Bleich-Soda

Auch zum Weichmachen des Wassers wie zum Scheuern und Putzen bestens bewährt

Nehmen Sie zum Aufwaschen, Spülen und Reinigen Henkel's



SPITZEL UND SPIONE

Aufzeichnungen über die Vorgeschichte der russischen Revolution

Von W. Hoffmann-Harnisch und Klaus Gustav Hollaender

Copyright 1930 by Presseverlag Dr. R. Dammert, Berlin

3. Fortsetzung.

Voris Sawinkow war der Meinung, das Attentat wäre mißglückt. Er hatte in der Ferne ein Fahrzeug verschwinden sehen und nicht begriffen, daß es der andere Wagen, der mit dem Gardeoffizier gewesen war. Aber ehe er das Wort an Sazanow richten konnte, trat ein völlig verwirrter Polizeioffizier hinzu, schaltete mit den weiß behandschuhten Händen in der Luft herum und sagte schnell und wirr: „Geben Sie weiter, mein Herr, ich fordere Sie auf, weiterzugeben!“

Sawinkow folgte der Aufforderung und entfernte sich in aller Eile. Er benutzte sofort den ersten Zug nach Warschau. Am nächsten Tage reiste Schweizer mit dem übrig gebliebenen Dynamit verabschiedungsgemäß nach Warschau. Dasselbe taten die drei nicht zum Handeln gekommenen Verschwörer, nachdem sie dem Befehl gemäß ihre Werkzeuge an den vorgezeichneten Stellen verkauft hatten.

Der verwundete Sazanow wurde ins Alexander-Spital für Arbeiter gebracht, wo er in Anwesenheit des Justizministers operiert wurde. Getreu den Regeln der Partei lebte er es ab, seinen Namen zu nennen. Später hat er aus dem Gefängnis einen Brief geschrieben, aus dem wir die wichtigsten Teile hier wiedergeben wollen:

„Liebe Brüder und Genossen! Mein Drama ist beendet. Ich hoffe meine Rolle bis zu Ende richtig gespielt zu haben. Für Euer Vertrauen danke ich Euch aus tiefster Seele. Ihr habt mir die Möglichkeit gegeben, eine moralische Befriedigung kennen zu lernen, die mit nichts in der Welt zu vergleichen ist. Diese Befriedigung hat mir die Qualen erleichtert, die ich nach der Explosion erdulden mußte. Als ich nach der Operation wieder zu mir kam, atmete ich auf. Endlich war das Ziel erreicht. Ich hätte fingen und vor Freude schreien mögen... Dann aber kam das Fieber. Zwei Monate lang konnte ich mich nicht bewegen und wurde wie ein Kind von fremder Hand gefüttert. Natürlich mußte die Polizei meine hülflose Lage aus. Die Detektive belauschten meine Fieberphantasien, aber sie konnten aus meinem Zustand keinen Nutzen ziehen. Ich weiß noch ganz genau alles, was ich im Fieber gesagt habe. Und doch habe ich ein Verbrechen begangen, habe meinen Namen schon nach drei Wochen genannt; ich begreife nicht, wie das geschehen konnte. Genossen! Seid nachsichtig gegen mich. Wenn Ihr wüßtet, welche Todesqualen ich erlitten habe! Aber ich war nicht imstande, mir zu helfen. Ich wollte mir die Jungs abbeißen — aber auch dazu braucht man Kraft, und ich war so schwach!“

Am 30. November 1904 fand vor dem Petersburger Gericht mit Ständevertretung der Prozeß statt. Sazanow wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Das verhältnismäßig milde Urteil erklärt sich aus dem Kurswechsel in der Regierung, die zum Nachfolger Plehwe einen etwas liberaleren Mann bestimmte und die Direktiven zu dem Urteil gab, um die öffentliche Meinung durch die Hinrichtung nicht in noch größere Erregung zu bringen. Sazanow saß ein Jahr lang in der Schlüsselburg und wurde später in ein Zuchthaus überführt.

V. Kapitel.

Ein furchtbarer Schlag war auf den Zariismus niedergelassen; das Riesentier schien in seinen Grundfesten zu beben. Alle die Millionen Unterdrückten, Genährten, Verzweifelter blickten auf und begannen wieder zu hoffen. Mühten da die Repräsentanten der Welt — und die Staatsordnung, gegen die dieser Schlag geführt war, nicht vor Zerschanden zu stehen? Mühten sie nicht fragen: Wie war eine solche Tat trotz der Polizei mit ihrer Czaranas möglich? Sätten sie die Wahrheit zu erforschen versucht, so hätten sie gefunden, daß nur ein einziger Mensch auf ihre Frage eine ganze, volle Antwort hätte geben können und dieser Einzige war — Rasnikin! Außer ihm aber agierten noch einige wenige Menschen einen Teil der Wahrheit, unter ihnen auch der Chef der Czaranas, Rasnikowitsch, und diese Wenigen saßen direkt an den Stufen des Thrones und wünschten keine Erlösung der schwarzen Untergründe.

So hatten sich die wunderlichsten Schicksalssäden zum Leichten des Diktators von Rußland gewoben, und Plehwe war jetzt nichts mehr als einer der 140.000 Opfer, die bis 1914 unter der Regierung Nikolaus II. dargebracht wurden, um das absolute Regiment eines gekrönten Kuratens zu retten, der ein Spielball war in den Händen von schlauen Spiritisten, habgierigen Roben, brutalen Großfürsten und ungebildeten Generälen.

Voris Sawinkow sollte sich der Verabredung gemäß mit Kiew in Warschau treffen. Kiew aber hatte Warschau bereits verlassen und befand sich in Wien. Für diese vorzeitige Abreise ins Ausland fand Sawinkow keine Erklärung.

Einige Zeit später trafen die Angehörigen der Kampfgruppe vollzählig in Genf ein. Feiertlich empfing der Chef der sozial-revolutionären Partei, Michael Gots, zugleich Vater, Freund und Bruder aller Terroristen, seine Geliebten. Dieser durch ein schweres Leiden an den Rollstuhl gefesselte Mann war der eigentlich ideologische Leiter des Terrors und Hüter der Kampftradition. Schon Gerschwin hatte jede seiner Aktionen genau mit ihm durchgesprochen. Sein ungeheurer Einfluß auf alle Revolutionäre war bis in die entferntesten Winkel Rußlands zu spüren.

Er erließ ein solches Manifest in der gesamten revolutionären Presse der Welt, das mit den Worten schloß: „Erfreut euch in Rußland das parlamentarische Regierungssystem auf Grund eines allgemeinen Wahlrechts eingeführt ist, werden wir diese, unsere revolutionäre Taktik aufgeben!“

Der Nachhall des Attentats war gewaltig. Man hatte allgemein das Gefühl, von einer Last befreit zu sein; der demagogische Diktator des Zariismus, der Mann, der seine Karriere mit dem Blute der Verzweifelten und Gemarterten zusammengeleimt hatte, war verschwunden! Die Kampfgruppe bekam riehigen Zulauf, aus der ganzen Welt trafen Glückwunschtelegramme ein, Geldspenden von teilweise mehr als zehntausend Rubel kamen an, und die bis dahin zahlenmäßig so unbedeutende Partei der Sozial-Revolutionäre trat mit diesem einen Schlage an die Spitze aller Umsturzparteien. Der Held aber, der das gewaltige Werk durch sein Genie vollbracht hatte, war Kiew. Er fürzte sich von neuem in die Arbeit. Bierzehn Tage nach Plehwe's Tod vertrat er die Partei auf dem Sozialisten-Kongreß in Amsterdam und im Herbst auf dem Meeting aller nicht-sozialdemokratischen revolutionären Parteien in Paris. Selbstverständlich wurde er erneut als Leiter der Kampfgruppe bestätigt.

Er begann damit, daß er ein neues Statut aufstellte. Das alte, bisher gültige, aber inzwischen unmodern gewordene und liberalisierte kamme noch von Gerschwin. Aus dem neuen

Statut, das im siebenten Heft der Parteizeitschrift veröffentlicht wurde, teilen wir den wichtigsten Passus mit:

Gemäß dem Beschluß der Partei ist eine spezielle Kampfgruppe gebildet worden, die auf der Grundlage strengster Konspiration und weitgehender Arbeitsteilung ausschließlich desorganisierte und terroristische Arbeiten ausführt. Die Parteileitung weist dieser Kampforganisation ihre Arbeit an, bestimmt den Zeitpunkt, an dem die Kriegshandlungen vor sich gehen und nennt die Person, gegen welche diese Handlungen sich richten. Im übrigen besitzt die Kampfgruppe vollkommene Selbstständigkeit. Sie ist von der Parteileitung direkt unterstellt und von den lokalen Komitees vollkommen unabhängig. Sie ist eine separate Organisation und verfügt über ihren eigenen Personalbestand und ihre besonderen Kassen und Geldquellen.

Die in jeder Beziehung gefähigste Kampfgruppe begab sich zuerst nach Paris. Hier wurde eine Werkstatt für Dynamit eingerichtet, der eine Schule angegliedert war, in der Schweizer alle Mitglieder der Reihe nach in der Dynamit-Technik unterrichtet. Inzwischen bildete Kiew drei getrennte Detachements, von denen jedes an einem anderen Ort agieren sollte.

Das erste Detachement, das größte, wichtigste und bestorganisierte, sollte in Petersburg den Generalgouverneur Trepow und den Großfürsten Wladimir „bistrieren“. Schweizer war der Führer der anfangs elf, später fünfundsiebenzigköpfigen Gruppe.

Dem zweiten Detachement wurde die Aufgabe gestellt, den Generalgouverneur von Moskau, den Großfürsten Sergius Alexandrowitsch zu „bistrieren“. Der Führer war Boris Sawinkow; die Gruppe bestand zunächst aus Kalsajew, Dora Brillant und zwei weiteren Genossen.

Das dritte Detachement hatte sich nach Kiew begeben, um den Generalgouverneur Kleigeb zu „bistrieren“. Diese Gruppe bestand nur aus drei Genossen.

Boverst aber sollten die neuzugewonnenen Genossen die beim Attentat auf Plehwe erworbenen Erfahrungen, vor allem die bewährten Praktiken der Straßenbeobachtung von den alten Leuten lernen.

Im November 1904 testeten sich die Angehörigen der drei Detachements, jeder für sich und von den anderen getrennt, mit falschen Pässen vorüber, in Moskau; das nötige Dynamit wurde in kleine Portionen geteilt und in den Rock- und Manteltaschen untergebracht.

Am erfolgreichsten arbeitete das zweite Detachement unter Sawinkow in Moskau. Der Arbeitseifer und die Beisehenheit Kalsajew's überwand alle Schwierigkeiten. Er, dem man wegen seines schwärmerischen Wesens den Decknamen der Poet zugeteilt hatte, liebte die Revolution so tief und innig wie nur diejenigen sie lieben, die ihr das Leben opfern. So schien er denn allen der Rechte für die Bestrafung des Großfürsten Sergius.

Dieser Mann, der Onkel des Zaren, war es gewesen, der die Schuld an dem furchtbaren Unglück bei der Thronbesteigung Nikolaus II. trug; mehr als viertausend Menschen waren damals auf dem Gchodunski-Felde zu Tode getreten worden; er war es, der die für die Krönung bewilligten Millionen, die dem Volke zu diesem Zwecke abgepreßt worden waren, in die eigene Tasche gesteckt hatte. Er war es, der in vollem Einklang mit seiner Devise „Weibe sein“ den halloisen Kaiser Kers zur Schärfe gegen das Volk anspitzte. Er war es, der die gelben Arbeiterhündchen hervorrufen und dann zum Anlaß brutaler Niederschlagung des Proletariats hatte nehmen lassen. Er war der eiserne Wille der Reaktion und das Rückgrat und Fundament des blutigen Absolutismus. Wahrscheinlich, es entbehrt nicht der Ironie, daß dieser Riesenschlächter, dieser Gigant der Krone, von dem zarten polnischen Poeten gefaßt wurde.

Kalsajew ging Anfang Dezember des Jahres 1904 an die Arbeit. Er und noch ein Genosse kauften sich jeder ein Pferdchen und einen Schlitten, etablierten sich als Droßkutscher auf den Straßen Moskaus und stellten in unermüdlicher hundertlanger Kleinarbeit den Aufenthaltsort und die Fahrgelegenheiten des Großfürsten fest. Dabei mußten sie sich ganz in die Rollen Moskauer Droßkutscher erbeugen, um ihrer Umgebung nicht aufzufallen und das Interesse der Czaranas nicht auf sich zu lenken. Mit tausend kleinen Bissen und Kniffen schlichen sie sich in das Vertrauen ihrer Justizgenossen. Kalsajew spielte den Schüchternen und Kengschiden, erzählte, wenn er mit den „Kollegen“ auf den Zubrmannsböden herumkam, lang und mit allen möglichen Einzelheiten aus seinem früheren Leben, war fromm und heilig, klagte fortwährend über das Defizit in seiner Kasse und spielte immer, wenn er keine genauen und passenden Antworten geben konnte, den Dummen. So behandelte man ihn auf dem Zubrmannsbof zuerst mit leiser Verachtung, allmählich fing man an, ihn zu schätzen, denn sein außerordentliches Fleiß ergab sich als Rettung. Er wartete sein Pferd, wusch den Schlitten, fuhr als Erster aus und kam als Letzter zurück. Nach wenigen Tagen hatte er sich bereits ein Bild von den Lebensgewohnheiten des Großfürsten gemacht — da ereigneten sich ganz unerwartet die bekannten Moskauer Studentenunruhen vom 5. und 6. Dezember. Das unabhängige Moskauer Komitee hatte aus dem Anlaß der geplanten Unruhen eine Erklärung mit einer unerblicklichen direkten Drohung an den Großfürsten erlassen. Diese Drohung lautete:

„Das Moskauer Lokalkomitee der Sozialrevolutionären Partei hält es für notwendig, rechtzeitig zu warnen. Wenn die zum 5. und 6. Dezember eintreffende politische Demonstration von der Polizei und den Behörden mit eisenharten viehischen Schlägereien begleitet werden sollte, wie das vor einigen Tagen in Petersburg geschehen ist — dann wird die ganze Verantwortung für die tierischen Grausamkeiten auf das Haupt des Generalgouverneurs Sergius fallen. Das Komitee wird nicht davor zurückschrecken, ihn hinzurichten.“

Das Erscheinen dieser Erklärung warf alle bisherigen Resultate der Kampfgruppe über den Haufen, denn Sergius überlebte plötzlich aus dem Gouvernementspalais an einen unbekanntem Ort und Kalsajew sah sich mit seinen Getreuen gezwungen, nunmehr eine ganze Anzahl von verschiedenen Schlössern zu beobachten. Schließlich gelang es ihm aber doch, den Wagen des Großfürsten am Kaluga-Tor zu fischen. Er schloß daraus, daß der Großfürst im Refektorium-Kalais lebte. Seine Vermutung bestätigte sich. Ueber diese Veränderung der Situation war er keineswegs unglücklich, denn der neue Aufenthaltsort lag mehrere Kilometer vom Kremi entfernt, so daß der Großfürst mit seinem Wagen weite Strecken zurücklegen mußte und sich dadurch besser exponierte. Bald wurde denn auch festgestellt, daß Sergius weiterhin nach dem Kremi fuhr und daß er stets den gleichen Weg benutzte.

Aber mittlerweile war das neue Jahr herangerollt und am 9. Januar fand in Petersburg jene Mezelei statt, die unter dem Namen „Blutiger Sonntag“ in die Weltgeschichte eingegangen ist. Infolge der Unruhen verlegte der Großfürst seinen Wohnsitz wiederum und die Terroristen mußten noch einmal mit den Vorbereitungen von neuem beginnen. Schließlich gelang es Kalsajew, seine Ankunft im Kremi zu beobachten. Trotzdem wuchsen die Schwierigkeiten mehr und mehr, denn er benutzte jetzt immer andere Wege und fuhr zu ganz unregelmäßigen Zeiten und durch die allerbestehenden Tore in die Festung. Schließlich mußten die Revolutionäre ihre Taktik ändern. Sie versuchten jetzt, rechtzeitig aus den Zeitungen zu erfahren, wann und zu welchen offiziellen Feierlichkeiten, wie Gottesdiensten, Theateraufführungen, Eröffnungen von Krankenhäusern usw. der Großfürst etwa erwartet wurde. Schließlich stellte sich heraus, daß auch diese Quellen keine sicheren und rechtzeitigen Hinweise ergaben.

Immer unruhiger wurden die Revolutionäre. Die Wellen der Empörung, die seit dem „Blutigen Sonntag“ nicht nur Rußland sondern ganz Europa durchzitterten, drangen bis in die Abkapselung dieser monomaniach besessenen hinein. Rubenber, jener Mann, der den Priester Gapon, den Anführer des „Blutigen Sonntag“, unter den Salben des Militärs fortgeführt hatte, war nach Moskau geflohen und traf mit Kalsajew zusammen; er erzählte die Petersburger Vorgänge in allen Einzelheiten. Die Individualterroristen waren von je blind und taub gewesen gegen die Anfandigungen der kommenden Massenrevolution; sie glühten darin ganz der Czaranas; beide sahen den Wald der Revolution vor Bäumen nicht! So war ihnen denn der Beginn der großen russischen Revolution nichts weiter als eine „unerwartete Aktion“, die die Illusion einer beginnenden Revolution schuf. Mathenberg versuchte Sawinkow von der politischen Reichweite der Arbeiteraufstände zu überzeugen; er wollte ihn veranlassen, seine individualterroristischen Unternehmungen einmünden zu lassen in die große Aktion der Arbeitermassen. Daraufhin beriet sich die Mitglieder der Kampfgruppe und Sawinkow begab sich nach Petersburg, um an Ort und Stelle zu untersuchen, ob und wie weit sie die Aktion der Arbeiter unterstützen konnten.

Aber wiederum fand er, der echte Terrorist, nicht den Weg zur Massenrevolution. Eine junge Dame namens Lajana Leontjewa und ihre Beziehungen zum Hof waren es, die ihn mehr interessierten, als der Vorkampf des Proletariats. Durch Vermittlung dieses schönen Fräuleins sollten nämlich jetzt Vorbereitungen zu einem Attentat auf den Zaren selbst getroffen werden. Nachdem Sawinkow sich überzeugt hatte, daß im Augenblick in Petersburg „nichts los und keine Anwesenheit völlig überflüssig“ sei, da für die nächste Zukunft keine Aktion der Arbeiter zu erwarten wäre, kehrte er nach Moskau an die alte Arbeit zurück.

Hier sah noch immer Kalsajew im blauen Antischermantel mit einem roten Baumwolltuch um den Hals auf dem Hof seines Schlittens und beobachtete; aber die Ketten des Boens fingen an, nachzulassen.

Endlich brachte die Zeitung die Nachricht, daß am 2. Febr. im Großen Theater eine Wohltätigkeitsvorstellung für das rote Kreuz stattfinden sollte. Da die Großfürstin das Proletariat überkommen hatte, war mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Großfürst an diesem Tage das Theater besuchen würde. So wurde denn das Attentat auf den 2. Febr. angesetzt. Sawinkow trommelte alle Mitglieder seiner Kampfgruppe nach Moskau zusammen und holte schließlich Dora Brillant aus Dorpat ab, wo sie das Dynamit aufbewahrt hatte. In der Nacht zum 2. Februar setzte die kleine tapfere Person zwei Bomben gebrauchsfertig zusammen. Zwischen sieben und einhalbacht Uhr abends gab Sawinkow die beiden Bomben aus, die er vorher bei Dora abgeholt und in seiner Manteltasche zum Theater mitgenommen hatte. Von acht Uhr ab waren die beiden Zufahrtswegen zum Theater von je einem Bombenwerfer besetzt. Kalsajew war jetzt als Bauer gekleidet mit kurzer Jacke, Schirmmütze und hohen Stiefeln; er fand im Tor des Stadthauses ein und starrte auf den einlamen dunklen Platz. Kurz nach acht Uhr kam der Wagen des Großfürsten vom Nikolski-Tor her. Kalsajew erkannte ihn sofort an den weißen und hellen Laternen. Der Wagen schwenkte auf den Platz ein und Kalsajew warf sich ihm ohne Zaudern entgegen, um ihm den Weg abzuschneiden. Er hatte schon die Hand erhoben, um die Bombe zu werfen — da sah er plötzlich, daß außer Sergius noch die Großfürstin Elizabet mit ihren drei kleinen Kindern im Wagen saß. Er ließ die Bombe sinken und verschwand eilig.

Kurz danach traf er Sawinkow. Vor Erregung konnte er kaum sprechen: „Es ist schrecklich — aber ich darf doch die Kinder nicht umbringen!“ rief er. Er verstand, welche Verantwortung er auf sich geladen hatte. Diese einjährige Gelegenheit zur Ermordung hatte er vorübergehen lassen! Hatte nicht nur sich selber, hatte die ganze Organisation auf dem Spiel gesetzt! Man hätte ihn mit der Bombe in der Hand an Wagen verhaften können und das Attentat hätte auf lange Zeit verschoben werden müssen. Sawinkow aber war mit seiner Handlungsweise einverstanden. Auf Kalsajew's Besorgungen wurde sofort, noch zur selben Stunde, die Frage erörtert, ob die Kampfgruppe das Recht habe, auch Frauen und Kinder mit umzubringen, wenn es nötig erscheine. Sollte diese Frage, die noch nie behprochen war, positiv beantwortet werden, so war der Boet bereit, seine Bombe noch am selben Abend auf der Rückfahrt des Wagens aus dem Theater zu werfen, ohne Rücksicht darauf, wer sich im Wagen befände. Aber die Frage wurde verneint! Wieder sehen wir, daß auch von diesen Individualterroristen niemals der Einzelne an eigene Verantwortung dachte; er verlangte seine Sanktion, er verlangte den Befehl und den Befehl der Gruppe; das Kollektiv ist dem Russen, selbst dem liberalen Anhänger des Individualismus, tief im Blut.

Das Attentat wurde auf den 4. Februar 1905 verschoben. Der dazwischenliegende Tag sollte Ruhetag sein, denn die Genossen waren offensichtlich nicht mehr Herr ihrer Reflexkräfte. Nach ihrer Kenntnis der Gewohnheiten des Großfürsten war mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß er am 4. oder 5. Februar in das Generalgouverneurshaus an der Emerzajna fahren würde. Am Nikolski-Tor sollte Kalsajew die Bombe schleudern.

Zur festgesetzten Stunde erhielt Kalsajew die in ein Glas eingewickelte Bombe. Die Lärmuhr des Kremi schlug zwei, als sich Sawinkow von ihm verabschiedete.

„Leb wohl, Janek!“
„Leb wohl, Iwan Blatonowitsch!“ (Fortsetzung folgt.)

